

Aus dem Leben eines Landbriefträgers

Autor(en): **Picard, Heinz / Schraner-Wenzinger, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frick - Gestern und Heute**

Band (Jahr): **4 (1991)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-954995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Leben eines Landbriefträgers

Heinz Picard (P) im Gespräch mit Alfons Schraner-Wenzinger (S), alt Briefträger

37

P: Herr Schraner, wann kamen Sie nach Frick?

S: Ich stamme aus Sulz bei Laufenburg. 1924 — ich war damals sieben Jahre alt — zog unsere Familie nach Frick; Vater hatte in der Mühlegasse ein Bauernhaus erwerben können. Es war ein Kleinbauernbetrieb (2 Kühe, 4 bis 5 Kälber, einige Rindli), der nicht viel abwarf. Um seine Familie durchzubringen — wir waren 13 Kinder — arbeitete Vater noch im Dachziegelwerk.

P: Wie kamen Sie zur Post?

S: Als ich die obligatorische Schulzeit beendet hatte, fragte mich Posthalter Lütold, ob ich nicht Lust hätte, als Aushilfsbriefträger zu arbeiten, damit man die beiden festangestellten Briefträger Hans Keller und Hermann Mösch entlasten könne. Aufwendig seien vor allem die Tage, an denen der Fricktal-Bote (heute Fricktaler Bote) erscheine, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Samstag. — Das bedeutete für mich eine Wochenleistung von etwa sieben Stunden und einen hochwillkommenen finanziellen Zustupf.

P: Was verdienten Sie damals?

S: Der Stundenlohn betrug 1 Franken.

P: Erinnern Sie sich noch, was damals, also 1936, ein Franken wert war?

S: Ein halbes Pfund Kuhfleisch kostete Fr. 1.30, ein Doppelweggen 20 Rappen; die Zehnerstückli trugen ihren Namen zurecht, und für einen Franken bekam man vier Becher oder eine einfache Mahlzeit, bestehend aus Bier, Wurst und Brot. Das Trinkgeld hatte noch nicht seine heutige Bedeutung. Wer zufrieden war, spendierte einen Fünfer, vielleicht einen Zehner.

P: Wie ging's dann weiter?

S: Diese Beschäftigung füllte mich natürlich nicht aus. Ich arbeitete daneben auf dem heimischen Gut und half auch aus bei einem Bruder, der das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte. Bald hörte ich, dass man auch in Stein eine Aushilfe

brauchte. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf. Und schon 1939, kurz nach Kriegsausbruch, fand ich dort eine feste Stelle als Briefträger. Drei Jahre später wurde in Frick Hermann Mösch pensioniert. Da meldete ich mich als Nachfolger und wurde auch gewählt. Der Lohn betrug monatlich 215 Franken.

P: Mir fällt auf, dass Sie in diesem Zusammenhang nicht von Ihrer Ausbildung sprechen. War die damals nicht nötig?

S: Heute wird man erst nach einem Einführungskurs und anschliessendem einjährigem Praktikum eingesetzt. Eine solche Berufslehre gab es damals nicht, alles ging viel einfacher. Ich erinnere mich noch an meine Wahl in Stein. Da tauchte eines Tages der damalige Kreispostdirektor im Büro auf, nahm mich beiseite und stellte mir ein paar Fragen zur Staatskunde. Meine Antworten befriedigten ihn offenbar; jedenfalls war die Angelegenheit damit erledigt, ich war vollwertiger Briefträger.

P: Könnte dies bedeuten, dass die Arbeit in jener Zeit weniger anspruchsvoll war als heute?

S: Das würde ich nun nicht behaupten. Seit etwa 20 Jahren kennt man bei uns den bargeldlosen Verkehr; dessen Drehscheibe ist der Einzahlungsschein. Vorher gab es viel mehr Chargés und Nachnahmen, das hielt einen ganz schön in Trab. Ich erinnere mich noch an den Abonnementspreis des «Freien Aargauer»; er wurde vierteljährlich per Nachnahme erhoben und betrug 5 Franken, dazu kamen noch 25 Rappen Porto. Das muss für viele Leute ein namhafter Betrag gewesen sein. Nur so kann ich mir das komische Tauziehen erklären, das zwischen einem mir bekannten Ehepaar herrschte: Der Mann wies den Briefträger jeweils an, das Geld bei der Frau zu verlangen. Doch die hatte dafür kein Musikgehör: «Läse tuet er si, de Chaib, aber zahle will er id». Schliesslich griff sie dann doch nach dem Geldbeutel. Einmal aber blieb sie standhaft und verwies mich an ihren Mann. Dieser hatte

allerlei Ausflüchte, er habe leider nur eine Zweihundertfrankennote, ob ich die wechseln könne und so und so . . . und zahlte dann doch.

P: Wie sah ein Arbeitstag als Briefträger aus?

S: In Frick mussten wir morgens um halb sechs auf dem Bahnhof sein, um den «Kartenschluss» abzuholen, d.h. einen von Basel ausgehenden Chargésack. Der war sorgfältig verschlossen: Ein Riemen deckte das Schloss zu; darin lag — durch einen Deckel geschützt — ein Käpselchen. Wer das Schloss öffnen wollte, musste mit dem Schlüssel dieses Käpselchen durchstechen. Solange es intakt war, hatte man die Gewähr, dass sich niemand an der Lieferung vergriffen hatte. Diesen Sack lieferte man auf der Post ab und durfte dann, gemäss Dienstreglement, eine Pause einlegen. Um halb sieben Uhr musste man wieder im Postgebäude antreten, um die Zustellung vorzubereiten. Der Hauptanteil der Post kam um

halb neun Uhr; den holte man mit einem Zweiradkarren am Bahnhof ab.

P: Mit «Post» meinen Sie natürlich das frühere Postgebäude im Unterdorf?

S: Ja, das Gebäude gegenüber der Löwenapotheke. Es gehörte nicht der Postdirektion, sondern war ein Privathaus, in das sich die PTT eingemietet hatte, d.h. sie bezahlte dem Posthalter den dafür erforderlichen Zins.

P: Doch zurück zu Ihrem Arbeitstag, ich habe Sie unterbrochen . . .

S: Die Post war nun vollständig. Jetzt wurde aussortiert, was für die Aussengemeinden bestimmt war. Der entsprechende Postchauffeur holte dann die ihm zustehende Sendung ab. Die Pakete stellten wir vor dem Haus auf, und zwar der Mauer entlang; dort waren sie anfangs der Witterung ausgesetzt, der schützende Vorbau kam erst später. So hatte der jeweilige Briefträger eine gute Übersicht über das, was zu seiner Route gehörte. Dann belud man die «Benne», einen eisenbereiften, ungefederten, einachsigen Zweiradkarren, der etwa einen Meter dreissig lang war. Dieser Karren fasste häufig nicht die ganze Zustellung; war er leer, kehrte man zurück und belud ihn von neuem. Abends um fünf Uhr war man meist mit der Route fertig, und zwar bei der Blumenau. An «Zeitungsstagen» kam jetzt noch die Hoftour dran, im Winter war dann schon Nacht. Man ging durchs Moos, stieg hinauf zum «Tannenheim» und dann wieder hinunter zum «Brand».

Übrigens: Zur Toureinteilung hatten wir nichts zu sagen, die legte ein Kontrolleur aus Aarau fest; Mitsprache war nicht gefragt. Immerhin zeigte sich schon bald eine Rationalisierungstendenz: Die Kreispostdirektion vereinbarte mit den Milchliefernden Bauern, dass sie im Milchhäuschen Briefkästen einrichteten und ihre Post dort abholten. Man gab ihnen für dieses Entgegenkommen sogar eine kleine Entschädigung.



Auf dem Bahnhof, beim Postverlad; links Alfons Schraner, rechts Hans Keller; ca. 1955.



Unterwegs auf der Zustelltour, vor der Firma H. Schmid, Baumaterialien (Heute Neubau Maschinenfabrik J. Müller); damals Ebnetstrasse; ca. 1950.

P: Wie lange dauerte ein Arbeitstag?

S: Bis 1948 waren wir als Landbriefträger den Stadtbriefträgern nicht gleichgestellt. Diese hatten bereits den Achtstundentag und einen Überzeitausgleich. Wir dagegen mussten mindestens neun Stunden arbeiten, manchmal zehn bis zwölf, und dies ohne jede Vergütung. Mit der Zeit erreichten die Verbände, dass auch wir dem Achtstundentag unterstellt wurden. Dabei rechnete man «das eine ins andere», d.h. was über eine Tagesleistung hinausging, konnte mit der Minder-

leistung eines andern Tages kompensiert werden.

P: Und wenn man jetzt eine Arbeitswoche betrachtet?

S: In den vierziger Jahren arbeiteten wir vom Montagmorgen bis am Samstagabend. Doch fanden Hans Keller und ich, jetzt müsste endlich etwas gehen.

Wir fragten bei Handwerkern und Geschäften an, ob sie einverstanden wären, wenn wir die Zustellung an Samstagen etwas vorverlegten; ein Arbeitsschluss um 15 Uhr käme uns kommod. Als man für unser Anliegen Verständnis hatte, sammelten wir Unterschriften und wurden in Aarau vorgestellt. Die Herren waren erbost: Was uns eigentlich einfallen, «sie» hätten noch immer das Sagen. Aber wir liessen uns nicht einschüchtern, schliesslich lenkten sie ein, und wir trafen eine Vereinbarung. Ich weiss aber nicht mehr genau, was wir dabei aushandelten.

P: Gab es damals auch Ferien?

S: Ja, natürlich. Eine Woche im ersten Dienstjahr. Dann kamen mit fortschreitenden Dienstjahren — ich glaube alle fünf Jahre — Tage dazu. Mein Kollege Keller hatte damals 14 Tage zugut, daran erinnere ich mich noch genau. Der ging immer in die Berge. Mir sagte das nichts, ich blieb lieber daheim. Reisen war damals nicht gross in Mode, zudem fehlte es an Geld. Für die Ferien stand ein Aushelfer zur Verfügung, der Vater von Karl Fricker-Hollenstein. «Muesch cho» sagte man ihm vor Antritt der Ferien; er sprang mit Freuden ein.

P: Wie sah Ihre Arbeitskleidung aus?

S: Die Uniform war anfänglich ganz nach militärischen Gesichtspunkten gestaltet. Man trug einen hohen, geschlossenen Kragen; der machte einem im Sommer ganz schön zu schaffen. Aber er hatte auch seine Vorteile: Darunter liessen sich alte Hemden austragen, man sah sie ja nicht. Das Schuhwerk wurde einem nicht vorgeschrieben. Man trug robuste geteerte Marschuhe; geteert war damals nur die Hauptstrasse, die restlichen Wege waren Naturstrassen.

Allmählich gab sich die Post modischer, man fasste Krawatten, erst eine blaue, dann eine rote. Auch wurden verschiedenste Mäntel angeboten. Damit sollte wohl der Beruf attraktiver gemacht werden.

P: Welches war nun für Sie die strengste Jahreszeit?

S: Zweifellos der Winter. Bei Schnee kam man mit den eisenerbereiften Wagen nur mühsam vorwärts. Schlimm war auch das Glatteis. Einmal, an Weihnachten, rutschte ich am Bahnhof mit einem voll beladenen Wagen aus und wurde von den Postsäcken förmlich begraben. Weihnachten und Neujahr erlebte ich als besonders strenge Tage. Damals musste man noch Tausende von Neujahrskärtchen austragen. Das Porto betrug 5 Rappen. Und dann die vielen Pakete! Bei Schnee und Eis konnte man häufig den Karren nicht bis zum Zustellort stossen. Als Behelf trug man dann einen Riemen um mit Karabinerhaken, an die hängte man die Pakete und ging zu Fuss weiter. Die Pelierine war dafür der geeignete Umhang: alles, auch der Briefbund in der Hand, war so vor Regen und Schnee geschützt; auch gab sie schön warm. Heute findet man sie selten, weil sie einen beim Velo- und Töffahren doch recht stark behindert.

Ja, Weihnachten! Meist kam ich spät nach Hause und war dann so erschöpft, dass ich sofort zu Bett ging. Sehr zum Leidwesen von Frau und Kindern, die mich sehnlichst erwarteten hatten.

P: Begreiflich. Doch jetzt einmal eine ganz andere Frage. Man sagt ja, Briefträger hätten oft ein gespanntes Verhältnis zu Hunden. Können Sie dazu etwas sagen?

S: Mit wenigen Ausnahmen kam ich mit den Hunden gut zu recht. Man wird sicher nicht sagen können, dass Hunde etwas gegen Briefträger haben. Es ist vielmehr so, dass die Tiere das falsche Verhalten eines Kollegen auf den Berufsstand übertragen. Einer hatte mal die Gewohnheit, mit seiner Dienstmütze auf einen sich nähernden Hund einzuschlagen; dafür

rächte sich der Hund bei allen Briefträgern. Im übrigen konnte man sich immer mit den Leuten verständigen. Sie legten ihre Hunde über die Zustellzeit an die Kette, oder man konnte die Post an einer Stelle deponieren, wo sie dann abgeholt wurde.

P: Auch mit den Leuten kamen Sie offenbar gut aus?

S: Sicher. Der Briefträger bedeutet ja eine willkommene Abwechslung, früher noch mehr als heute. Unvergessen bleibt mir die Zeit, als die AHV aufkam: 1948, glaub ich. War das eine Freude, wenn man den alten Leuten etwas Geld überbringen konnte. Viel war es ja nicht; 80 bis 100 Franken bedeuteten bereits einen stattlichen Betrag. Das war wie gefundenes Geld; in der Freude darüber gaben sie einem auch gern ein Trinkgeld. Es gibt heute noch alte Menschen, denen der bargeldlose Verkehr nicht geheuer ist. Man muss ihnen das Geld in die Hand auszahlen. Sie wollen es fühlen und sehen.

P: Hatten Sie nie Angst, wenn Sie mit Geld unterwegs waren?

S: Nein. Man sprach zwar davon, gab sich aber gelassen. Gut, im Winter, nachts durchs Moos und hinauf zum Wollberg: Da hatte ich manchmal schon ein mulmiges Gefühl. «Ach was», meinte damals der Posthalter, wenn ich ihn darauf ansprach, «dir tut schon keiner was!» Der hatte gut reden, er wäre sicher nicht auf die Tour gegangen. Wir lebten schon etwas sorglos. Im Sommer beispielsweise, wenn es so richtig heiss war, wurden auf der alten Post die Türen nach hinten geöffnet, damit frische Luft hereinkam. So etwas ist heute undenkbar. In den Vorschriften ist genau festgelegt, dass man überall schliessen muss.

P: Wir haben von Trinkgeldern gesprochen. Gab es auch andere Formen der Anerkennung?

S: Natürlich. Ums Neujahr, wenn Metzgete war, lud das Restaurant Löwen die Briefträger zu einem «Säuprägel» ein (sieht ähnlich aus wie ein Vöressen). Ebenso bewirtete die Familie Arnold auf dem Hotel Bahnhof über die Festtage das

gesamte Post- und Bahnpersonal. Von Geschäften — ich denke jetzt an Textilläden — bekam man Handschuhe, ein Hemd, eine Zipfelkappe, ein Unterleibchen, eine Unterhose usw. Solche Geschenke sind heute eher selten geworden. Das hat vermutlich mit den Briefkastenaktionen zu tun. Sie sind zwar praktisch, diese modernen Zustellformen, aber man kommt nicht mehr zu den Leuten, der zwischenmenschliche Kontakt fehlt. Schade!

P: Erinnern Sie sich noch an markante Persönlichkeiten?

S: Doch. Am Abend mussten wir noch um halb neun Uhr einen Postzug bedienen. Das schätzten vor allem die Geschäftsleute, im besondern die Apotheker. Sie konnten hier ihre letzten Bestellungen aufgeben und hatten die Ware bereits anderntags um elf Uhr. Auf der «untern» Apotheke war damals der «Storchen-Karli». Ich sehe ihn noch heute, wie er jeweils im letzten Moment daherkeuchte und uns mit einem mühsamen «*Das muss unbedingt noch mit!*» seinen Auftrag übergab. Und traf einmal die verlangte Ware am andern Morgen nicht termingerecht ein, dann «scherbelte» es. «*Ich darfauch nichts vergessen!*» lautete sein Grundsatz, und daran mass er auch die andern.

P: Was für ein Ereignis hat Ihnen besonders Eindruck gemacht?

S: Vielleicht jener Winter, wo mich im Seckenberg ein Eisregen überrascht hatte. Mit Mühe und Not erreichte ich im Auto abends um acht Uhr das Tannenheim und telefonierte unverzüglich an die Gemeinde. Die Gemeindearbeiter mussten ausrücken und sanden. In der Zwischenzeit wurde ich im Tannenheim bestens gepflegt.

P: Wie haben Sie die Entwicklung der Post miterlebt?

S: Oh, wir waren bescheiden. Schon die ersten gefederten Karren empfanden wir als grossen Fortschritt. In den fünfziger Jahren wurden wir mit Velos ausgerüstet. Schon bald kamen die Töffli auf; das war das Ende der traditionellen

Fusstouren. Und 1962 erhielten wir ein Auto. Die Fahrprüfung gab mir zu schaffen; die benötigte Anzahl Fahrstunden entsprach wohl meinen Lebensjahren. Rechnen Sie selber! Zum Glück musste ich für die Kosten nicht aufkommen. 1975 bezogen wir die neue Post auf dem Widenplatz. Damals waren wir bereits fünf Briefträger. Jetzt hatten wir verschwenderisch viel Platz. Heute, habe ich gehört, klagt man bereits wieder über Platzmangel.

P: Keine Raumprobleme haben Sie offensichtlich in Ihrem gepflegten Eigenheim mit dem grossen Garten?

S: Nein, wir fühlen uns wirklich wohl hier. Voraus gingen acht Jahre im Vier-Familien-Haus (heute Theilerweg 6), nämlich 1945–53. Dort lebten wir für damalige Verhältnisse sehr preisgünstig und komfortabel. Es war eine Dreieinhalbzimmerwohnung mit Bad, Garten- und Obstanteil, und die Monatsmiete betrug nur 67 Franken. 1953 konnte ich auf dem Ebnet neun Aren Land erwerben und bauen. Natürlich ist es schön, sein eigener Herr und Meister zu sein.

P: Es gäbe noch vieles zu bereden. Aus dem alten Postbüro wurde ein Postamt, aus dem Posthalter wurde ein Postverwalter, Briefe im Nahverkehr (10 km) kosteten zehn Rappen Porto, im Fernverkehr zwanzig . . . Doch halten wir uns abschliessend an das Bleibende: Was ist die Quintessenz Ihres Briefträgerlebens?

S: Ich genoss den Kontakt mit den Leuten und die Möglichkeit, viel im Freien zu sein. Und dann war da noch eine andere Mentalität als heute: Wir waren, glaube ich, um einiges lebensstüchtiger als viele moderne Menschen. Wir nahmen nämlich manches in Kauf, ohne daran herumzustudieren oder mit dem Schicksal zu hadern. «*Es ist nun einmal so!*» hiess unsere Devise. Und wir fuhren nicht schlecht dabei.